

Ausarbeitung zum Thema:

Berufsbiographien von älteren Frauen zwischen Beruf und Familie

Anhand der Studie: **Der unentdeckte Wandel:** Annäherung von Struktur und Norm im weiblichen Lebenslauf

von: Born, C., Krüger, H. & Lorenz-Meyer, D. (1996). Berlin: Ed. Sigma
Forschungsprojekt:

Statussequenzen von Frauen zwischen Erwerbsarbeit und Familie

Einleitung:

Die vorzustellende Studie ist ein hervorragendes Zeitdokument über fast 40 Jahre Lebensgeschichte einer Teilgruppe von Frauen in der BRD.

Durch Kombination quantitativer und qualitativer Forschungsmethoden wird eine Synthese geschaffen zwischen Lebenslaufforschung und sozialem Wandel in der Gesellschaft.

Die Studie widerlegt 4 Thesen, die dato in der Forschung Gültigkeit hatten:

1. Orientierung an einer Berufsausbildung ist kein neues Phänomen der heute jungen Frauen, sondern Wahrnehmungsfehler der Forschung ⇒ Kolumbuseffekt
Welche Rolle den Ausbildungsberufen für die Gestaltung des Lebenslaufs zukommt, ist den Frauen damals wie heute verborgen ⇒ ein Frauenschicksal also, keine Generationendifferenz.
2. Frauen sind nicht nur erwerbstätig wenn es die finanzielle Lage der Familie notwendig macht. Geldargumentation gilt als Verdeckungscode des Eigeninteresses der Frauen an Erwerbsarbeit. Interesse muss deutlich höher eingeschätzt werden, als es sich ohnehin schon an Zahlen dokumentiert.
3. These vom Wandel der Zwei- zur Dreiphasigkeit ist zurückzuweisen. Es bilden sich keine Muster eines geordneten Nacheinanders von Erwerbs- und Familienphasen.
4. Vereinbarkeitsproblematik von Familie und Erwerbsarbeit ist kein neues Phänomen. Die Häufigkeit der Unterbrechungen/Statuswechsel zeigt, dass Familie und Beruf lebenslang gleichzeitig Bedeutung haben.

Die Studie: Ausgangsfragen

Die untersuchten Personen sind Frauen, die um 1930 geboren wurden, nach Kriegsende eine Lehre begannen und zum Zeitpunkt der Studie ca. 60 Jahre alt sind. Sie stehen kurz vor der Verrentung, sind oder waren verheiratet und haben ein oder mehrere Kinder.

Im Bereich der Lebenslaufforschung geht es im Einzelnen um:

- Leben zwischen Familie und Beruf
- persönliche Sichtweisen und Lebenslaufgestaltung
- Probleme, Bilanzierung des privaten Lebenslaufs
- Ratschläge an jüngere Generationen

Im Bereich sozialer Wandel untersuchen die Forscher:

- die Rolle der Mütter im Prozess der Bildungsexpansion: Die Töchtergeneration der Untersuchten gilt als Auslöser der Modernisierung im weiblichen Lebenslauf. Das erhöhte Interesse von Frauen an einer Berufsausbildung ist also genauer zu untersuchen.
- Motivation und Einlösungschance: Frauen vor der Verrentung werden als unqualifizierte Arbeiterinnen beschrieben, dieses mit geringer Qualifizierung gleichgesetzt, bzw. auf Rollenvorstellung geschoben. Bislang führte diese Beobachtung zu Desinteresse in der Forschung. Planungsparameter und Handlungsoptionen müssen überprüft werden
- hat es im Leben dieser Frauen einen Wandel vom 2-Phasen-Modell zum 3-Phasen-Modell (Erwerbsphase vor Familiengründung, Familie, Rückkehr in Arbeitsmarkt) gegeben?
- Wandel in der Bewertung und Beteiligung an Familien- und Erwerbsarbeit (gesellschaftlich und individuell)
- Berücksichtigung der späten 50er und 60 Jahre als Zeit, in der sich Familie nach den Kriegswirren neu institutionalisiert und idealisiert hat in Bezug auf
 - hohe Heirats- und Geburtenzahlen, niedrige Scheidungs- und Unehelichkeitsquoten
 - geschlechtsspezifische Leitbilder
 - Reetablierung von Ordnung
 - Bindungstheorie: Schrecksbilder von Schlüsselkinder, Debatte um Kinderkrippen mit Hospitalismusfolgen, Berufsverbote für verheiratete Frauen, Entdeckung der frühen Kindheit als sozialisatorisch bedeutsame Phase

Übergeordnet ist ein gesellschaftspolitischer Diskurs um Geschlechtscharaktere und sich daraus ableitende Institutionalisierung von männlichen und weiblichen Lebensläufen zu betrachten

Aufbau der Studie:

Durch Kombination quantitativer und qualitativer Forschungsmethoden wird eine Synthese versucht zwischen Lebenslaufforschung und sozialem Wandel. Die zeithistorische Situation ist Basis zum Verständnis der Lebensläufe. Es handelt sich um 220 standardisierte erfasste Lebensläufe und 52 qualitative Interviews. In diesen geht es um die Planungsproblematik zwischen Berufsperspektiven und antizipierter Familiengründung in Bezug zur individuellen Realisierung. Konkrete Fragen betreffen die:

- faktische Bedeutung von Familie und Beruf
- Aufarbeitung des Umgangs mit individuellen Gestaltungsprinzipien und normativen Vorgaben
- inwieweit ist individueller Lebenslauf durch Organisationsprinzipien von Institutionen beeinflusst
- Ratschläge der Frauen an jüngere Generation
- ist Lebenslaufgestaltung dieser Frauen als Generationenschicksal zu begreifen und wirkt sich auf heutige Probleme weiblicher Lebensführung aus oder werden auch moderne Le-

bensläufe von der geschlechtsspezifisch differenten Institutionenstrukturiertheit des Lebenslaufs immer wieder eingefangen und sind somit Frauenschicksal

Um die übergreifende Frage - Verhält sich die gesellschaftlich standardisierte Familienbindung als allgemein gültige Norm zu individuellen Lebenslaufgestaltungen oder weicht sie davon ab? – zu beantworten, bemühten sich die Forscher um:

- Erfassung von Sequenzmustern im Lebenslauf, differenziert nach Familien- und beruflichen Kombinationen in unterschiedlichen biographischen Phasen
- Rolle von Erwerbsarbeit im Wandel gesellschaftlich normierter Rahmungen weiblicher Zuständigkeit für die Familie

Teilnehmende Personen waren:

- Frauen aus katholisch-ländlicher Umgebung
Die Annahme bestand darin, dass diese eine traditionelle Eheführung bevorzugten, sich an klassisch, geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen orientierten und man ein Auftreten von klassischen männlichen und weiblichen Lebensläufen finden würde.
- Frauen aus städtisch-protestantischer Umgebung
Hier war die Annahme, dass eine höhere Individualisierung des weiblichen Lebenslaufs und eine sich lockernde geschlechtsspezifische Lebensführung zu finden sei und somit eine Region für sich verändernde familiäre Leitbilder stehe.

Die Auswahl war beschränkt auf Frauen, die eine erwerbsarbeitliche Phase vor Familiengründung vorweisen konnten und während ihres Lebenslauf geheiratet und Kinder bekommen haben.

Eine weitere wichtige Annahme war, dass Differenzen im Eintreten familialer Ereignisse auf durch das Allgemeinbildungsniveau bedingte unterschiedliche Ausbildungszeiten zurückgeführt werden können.

Für die Untersuchung wählten die Forscher Erstberufe auf gleichem Berufsbildungsniveau. Der verbreitete Qualifikationsstand junger Mädchen nach Kriegsende war Facharbeiterinnenniveau, innerhalb dessen es fünf Spitzenberufe in der Erstberufsausbildungswahl gab. Diese bieten unterschiedliche Vereinbarkeitschancen zwischen Beruf und Familie, welche die Rolle eines Berufes in der Lebenslaufgestaltung dokumentiert.

Mit Blick auf den weiblichen Lebenslauf im biographischen Längsschnitt geht es um die Ebenen:

- normative Aufladung der Institution Familie (regional/kulturelle Vergleichsebene)
- Berufsorientierung und Berufsfindungsprozess (kohortenspezifische Vergleichsebene)
- Bedeutung des Berufs in der zeitlichen Gestaltung von Lebenslaufsabschnitten zwischen Ausbildungsende und faktischem oder potentiellen Erwerbsarbeitende (berufsspezifische Vergleichsebene)

Methode: Quantitative und qualitative Forschungsmethoden:

Es handelt sich um ein gestuftes theoriegeleitetes Sampling aus einzelnen Untersuchungsschritten mit durchaus unterschiedlichen Datentypen und dient nicht der Hypothesenüberprüfung, sondern der Bestimmung der Ausgangslage eines Samples, damit es der generierten Theoretisierung kontrolliert zugeführt werden kann.

Teiluntersuchung A: Vollerhebung aller Kammerunterlagen in beiden Regionen = aggregierte quantitative Daten

Zur Erhellung des mangelnden Kenntnisstandes über Berufsausbildungen für Frauen auf Facharbeiterniveau nach 1945 führten die Autoren eine Vollerhebung der Ausbildungsverhältnisse in zwei Regionen durch. Daraus ergab sich die Rangfolge der 5 bedeutsamsten Erstberufsausbildungen: Kauffrau, Verkäuferin, Friseurin, Schneiderin, Kinderpflegerin

Die Verteilung der Ausbildung weist keine regionalen Unterschiede auf. Diese typischen Frauenberufe sind weder an wirtschaftliche Besonderheiten der Regionen noch an etwa normativ differierende „Passungen“ der Ausbildungen zur Frauenrolle gebunden

33% der Frauen waren auf Facharbeiterniveau qualifiziert. Laut den Autoren ist der Stand heute kaum höher und der Bedarf nach Ausbildungsplätzen konnte schon damals nicht gedeckt werden.

Auch die Rangfolge der Berufe hat sich bis heute kaum verändert (Ausnahme Schneiderin: Fertigung durch Industrieproduktion und Auslandsverlagerung). Dafür existiert neu seit 1957 die Ausbildung zur Arzt- und Zahnarzthelferin.

Teiluntersuchung B: postalische Befragung = individuelle standardisierte

Aus jeder Berufsgruppe wurden nach Zufallsprinzip je 100 Frauen befragt nach:

- Platzierung der Familienereignisse im Lebenslauf (Heirat/ Geburten/ Großmutterchaft/ Scheidungen)
- Erwerbsarbeitsbeteiligungszeiten (im erlernten Beruf, in anderen Berufen, in nicht versicherungspflichtigem Umfang)

Schon hier überrascht eine erstaunliche Variabilität in der Anzahl von Statuswechseln zwischen Arbeitsmarkt und Familie und ihrer Verteilung im Lebenslauf.

Diese Lebenslaufsmarker sind weder durch familialen noch durch kulturellen Kontext strukturiert, (also nicht Heirat, Geburt ...) sondern durch die jeweilige **Erstberufsausbildung** (auch dieses zeigt sich regional unabhängig)

Die 220 Frauen verbindet, dass sie:

- trotz Nachkriegswirren der Ausbildungsbeginn direkt nach der Schule liegt, sie somit altersgleich sind
- nicht abweichen im durchschnittlichen Heiratsalter, nicht hinsichtlich der Zahl und biographischen Platzierung von Geburten-, Scheidungs- und Verwitwungsziffern

Sie sind keine Ausnahmefrauen, weder vom Bildungs- noch vom Familiengründungsverhalten her. Entscheidend ist: Das Merkmal Erstausbildung erklärt die Varianzen in der Lebenslaufgestaltung und erhält deshalb generelle Gültigkeit.

Teiluntersuchung C: Interviews = interpretativ, qualitativ

Hier geht es um subjektive Verarbeitungs- und Vergegenwärtigungsmuster der Frauen über ihr gelebtes Leben.

Die qualitative Erhebung bezieht sich auf die statistisch relevant unterschiedlichen Verlaufsmuster. Es werden Untergruppen nach gemeinsamen Merkmalen laut Matrix gebildet:

In den Interviews geht es primär um die Thematisierung von Statuspassagen und detaillierte Beschreibung von Ereignissen in der jeweils angesprochenen Zeit. Vertiefend sollen Vergleiche angestellt werden, zum einen mit Nachbarn und Freunden, zum anderen mit der heutigen Generation. Dabei geht es um Bewertung, Sinnggebung, Wahrnehmung von Normen im Allgemeinen und der Einschätzung der eigenen Lebensführung bezüglich der eigenen Zufriedenheit, der Rolle von Familie und Berufsarbeit im eigenen Leben und Ratschläge an die Kinder.

Bewertung werden Abweichungen/Konformität zur eigenen Generation, und bezüglich des sozialen Wandels mit Blick auf die heutige jüngere Generation.

Abschließend werden die Frauen um eine Bilanzierung des eigenen Lebens und seiner Bewertung als Modell für Jüngere gebeten.

Ergebnisse:

In der differenzierten Betrachtung beginnend mit der Berufsorientierung bis hin zur Verrentung und der Familienorientierung werden die Auswertungen der Interviews jeweils mit der Gesellschaftlichen Norm, bzw. dem Wandel zusammengeführt.

Berufsorientierung

Nach dem Krieg galt es als übergeordnetes Credo, die Ehe mit geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung als einzig akzeptierte Lebensform zu (re)etablieren.

Die Frauen waren jedoch durch den Krieg selbstständiger und selbstbewusster geworden, was sich in Lockerung von sexuellen Normen und familialen Bindungen ausdrückte.

So musste zwangsweise mit repressiven Mitteln eine Rückkehr zu alten Konventionen erwirkt werden.

Die vorberufliche Sozialisation fand im Klima der Abwertung weiblicher Berufsarbeit zugunsten von Familie statt, wobei das durch den Krieg entstandene Unterangebot an Männern eine Heirat nicht einfach machte.

Weibliche Erwerbsarbeit wurde wider dem Wesen der Frau deklariert und jegliches Interesse an beruflicher Bildung abgewertet und in Abrede gestellt.

Eine Änderung trat erst in den 70er Jahren durch die Frauenbewegung, Studentenbewegung, die Bildungsreform und die Chancengleichheitsdebatte ein. Erwerbsarbeit galt nicht mehr als generelles Tabu. Die Diskussion betraf nur noch biographische Phase der aktiven Mutterschaft. In der offiziellen Terminologie wandelte sich das 2-Phasen-Modell (Beruf – Hausfrau) in das 3-Phasen Modell – Wiedereinstieg in die Erwerbsarbeit nach Mutterschaft. Erst in 80er Jahren verstärkte sich Eigeninteresse von Frauen an Berufsarbeit.

Die Frauen, die nach Kriegsende gegen die gesellschaftliche Norm arbeiteten wurden in der Regel ausschließlich für Hilfsarbeiten eingesetzt und waren in typischen Männerberufen unerwünscht. Die hohe Arbeitslosenquote 1950 führte dazu, dass Frauen unter Arbeitsschutzargumenten aus Berufen gedrängt (bes. Schaffnerinnen) wurden.

Qualifizierte Erwerbsarbeit von Frauen wurde u.a. verhindert durch öffentliche Arbeitgeber, Gewerbeaufsichtsämter, Gewerkschaft, Arbeitgeberverbände, Kampagnen der Kirchen, Familienverbände, Medien usw.

Erst mit dem Wirtschaftswunder der 60er Jahre entstanden durch Arbeitskräftemangel – Sonderregelungen für erwerbstätige Ehefrauen. Es entstanden Teilarbeitsplätze und die Möglichkeit zur Halbtagsarbeit. Von Lebenschancen im Sinne der freien Entfaltung konnte jedoch nicht die Rede sein, es ging um Zwischenverdienste jenseits beruflicher Qualifikationen/Karrierewege.

Soweit die offiziellen Angaben. Die Grundlage für die allgemeine Haltung, der um 1930 geborenen Frau pauschal jedes berufliche Interesse abzusprechen, liegt in der Beobachtung, dass die in den 80er Jahren arbeitenden Frauen dieser Generation meistens ungelernt sind.

Die Studie belegt folgendes:

Zitat S.77 zum Thema Lehrstellensuche: „Normal schon, aber es war natürlich schwierig, etwas zu kriegen...“ und „Also in meinem Schuljahrgang, die haben alle irgendetwas gelernt.“

Die Eltern spielten bei der Lehrstellensuche eine entscheidende Rolle. Vor allem Mütter, die aufgrund ihrer Kriegserfahrung wussten, dass die Ehe keine lebenslange Versorgungsgrundlage darstellt – Männer können wegsterben – unterstützten die Mädchen. Ihnen den höchstmöglichen Bildungsabschluss zu gewähren war oft eine finanzielle Unmöglichkeit.

Die herrschende Meinung, das Mädchen keine Berufsausbildung wollten ist falsch. Die Suche nach Ausbildungsplätzen wurde aber als Zeichen von Kulturverfall und Familiengefährdung deklariert.

Die Zahl der damaligen Ausbildungsverhältnisse ist heute nicht exakt zu ermitteln. Man geht von rund 40% der Haupt – und Realschüler aus (ähnlich noch in den 80er Jahren, wobei sich hier der Anteil ungelernter zugunsten akademisch ausgebildeten Frauen erhöht hat).

Die Quote der weiblichen Jugendlichen, die nach Kriegsende eine Lehre durchlaufen haben, ist höher als erwartet und höher, als Untersuchungen über den aktuellen Qualifikationsstand der heute erwerbstätigen älteren Frauen vermuten lassen (Naegele 1985)

Berufswünsche:

Die Konzentration auf relativ wenige Berufe (5, s.o.) wird in der Regel als Ergebnis typisch weiblichen Berufswahlverhaltens interpretiert.

Fakt aber ist, Mädchen können keineswegs jeden Beruf ergreifen, den sie sich wünschen. Es gab keine Informationsmöglichkeiten, keine Berufsberatung „man hat denn zugegriffen, als sich das bot“. Frauen verabschiedeten bestimmte Berufswünsche, um wenigstens an der Idee einer Berufsqualifizierung schlechthin festhalten zu können.

Die Berufsfindung erfordert unglaubliche Flexibilität von Interessen, gepaart mit erstaunlichem Maß an Aktivität zu deren Durchsetzung und Realisation. Die Mädchen brechen eine Ausbildung

nicht leichtfertig ab, sondern söhnen sich eher aus: „so hart es hier ist, aber besser als nachher in der Fabrik...“ (S. 93)

Eine berufsinhaltliche Identifikation steigert sich mit dem Erlangen von Fachkompetenz und Selbstsicherheit.

Eine Lehre impliziert: Selbständigkeit, Verantwortung, Identifikation, Spaß

Der Widerspruch, den die Studie in diesem Punkt vermeintlich aufdeckt, wird als **Kolumbuseffekt** in der Forschung beschrieben. Der Ausdruck bezieht sich direkt auf die Entdeckung Amerikas durch Kolumbus. Für die „alte Welt“ war Amerika neu, obwohl natürlich schon lange vorhanden.

Berufsorientierung bei Frauen als etwas Neues zu entdecken heißt nicht, dass mit dem Zeitpunkt der Entdeckung erst Neues entstanden wäre.

„Frauen haben heute wie früher ein großes Interesse an einer qualifizierten Ausbildung, Frauen trafen früher wie heute auf ein Ausbildungsspektrum, das man als restriktiv bezeichnen muss, heute wie früher arrangieren sich Frauen mit zunächst ungeliebten Ausbildungsgängen, heute wie früher schaffen sie es, sich nicht nur damit auszusöhnen, sondern sich nachträglich mit ihnen zu identifizieren, heute wie früher verbinden Frauen mit einer qualifizierten Ausbildung die Chance auf größere Selbständigkeit.“ (S.107)

Die Autoren belegen die Glaubwürdigkeit ihrer Protagonistinnen durch außerordentlich hohe emotionale Konnotation der Interviewten (träumerisch, Stolz, Trauer).

Lehr-Ende:

Als zweite Schwelle gilt der Wechsel vom Ausbildungs- in ein Beschäftigungsverhältnis.

Von den 220 Frauen ist es 87% gelungen, einen qualifizierten Arbeitsplatz zu finden. (Zahlen S. 99)

Eine Ausnahme bilden die Kinderpflegerinnen, weil es in den 50er Jahren wenig Heime oder Kindergärten gibt, Arbeit also nur als Privatarbeit in Familien zu finden ist. Genau diese aber ist unerwünscht, weil sie dem Alternativmodell selbst eine Familie zu gründen zu nahe ist. Ähnlich schwierig haben es später die Schneiderinnen, da ihr Beruf der Industrialisierung zum Opfer fällt. Sie haben aber den Vorteil, ihre Kenntnisse in Familie und Auftragsarbeit weiter ausüben zu können.

Fazit: Unabhängig davon, wie wenig der Beruf zu Beginn der Ausbildung den Wünschen und Interessen entsprach, erwirkte die konkrete Auseinandersetzung durch Lehre und Arbeitseintritt eine berufliche Konsolidierung.

Die befragten Frauen wollten sich auch weiterqualifizieren und hatten durchaus Karrierepläne.

Ein gemeinsames Element der Interviews ist an dieser Stelle die Feststellung:

„ und dann kam mein Mann“

Familienorientierung:

Eine internalisierte Gewissheit aller Befragten ist, dass Heirat als eine kulturelle Selbstverständlichkeit galt.

„ Ich meine, die (allein stehenden Frauen) waren so nach außen hin selbstbewusst und standen ihre Frau im Beruf. Aber ja, ich denk´, bei uns so auf dem Land, man hat sie nicht für ganz voll genommen, nicht? Ohne Mann war ´ne Frau nichts. ... Meine Mutter war jung verwitwet, und sie hat oft gesagt: also wenn du keinen Mann im Rücken hast als Frau, machen sie mit dir, was sie wollen, so die Behörden und so.“ (S. 112)

Die Vermutung, dass Landfrauen unter noch rigiderer sozialer Kontrolle standen lässt sich in der Untersuchung nicht bestätigen. Es galt allgemein: bis 25 muss ein Mädchen geheiratet sein.

Im Gegensatz zur Lehrstellensuche angesichts restriktiver Bedingungen auf dem Arbeitsmarkt, die ein hohes Maß an Eigenleistung erforderte, war Heirat eine gesellschaftliche Vorgabe, eine kulturelle Selbstverständlichkeit.

Die Studie hinterfragt, ob analog zum Interesse einer Berufsausbildung auch eine Familienorientierung vorhanden ist und ob diese aktiv vorangetrieben wird.

Initiator einer aktiven Planung kann Umgang mit Geld sein – Sparen für Aussteuer als Investition in zukünftige Familie. Die Mehrzahl der Frauen hat den kargen Verdienst jedoch für sich selbst ausgegeben

Als Beweise für Nicht-aktive Planung der Familiengründung beschreiben die Autorinnen:

- Orientierung auf Selbstentfaltung: Milieu der Herkunftsfamilien verlassen, unabhängig leben wollen (sei es nur im Nachbarort)
- Berufsausbildung, Zeugnisse sammeln, Kontakte knüpfen
- Wunsch nach Unabhängigkeit – gegenüber einer gezielten und dezidierten Ehevorbereitung

„Vor dem Hintergrund der durchaus selbstbewussten Lebensplanung und –gestaltung ist es jedenfalls sehr überraschend, dass das meist beiläufig geschilderte Kennen lernen des zukünftigen Ehepartners dieser Lebenshaltung ein jähes Ende setzte.“ (117)

Kulturelles Diktat zu heiraten setzt sich nicht in entsprechendes Planungsverhalten um, stattdessen steht vorehelich gesicherte Selbständigkeit im Lebensmittelpunkt.

Gründe für Heirat sind:

- materielle Gründe, weil typische Frauenberufe als Existenzsicherung nicht tragfähig sind
- verwitwete, verarmte Mütter unterstützt werden müssen
- Zuweisung von Wohnraum erfolgt nur auf der Grundlage eines legalen Eheverhältnisses
- voreheliche Schwangerschaft musste in den Nachkriegsjahren durch Ehe legitimiert werden
- Mann „flüchtet“ in die Ehe, man spricht von kriegsbedingter Entwurzelung der Männer (er war allein stehend, er hatte kein Zuhause, er war älter als Frau und hatte es eilig, er besorgte Wohnung)

Von Seiten des Planungsaspektes ist die Rolle der Männer hier dominant. Sie wollten nach Sicht der Frauen „eingebunden“ sein in die Familie (Bestätigung durch Nachfolgeprojekt Ehemannbefragung); Frauen wollten „selbständig“ sein mit ´ner Familie (130ff)

Ist die Ehe vollzogen, „setzen zwei typische Umdefinitionsprozesse ein. (S.123) Ähnlich wie der im beruflichen Zusammenhang beschriebene nachträgliche Identifikationsprozess findet eine Aussöhnung mit der Situation statt. Die Selbständigkeitsvorstellung verlagert sich von der Berufs- auf die Familienseite. Ziel ist, aus den beengten Verhältnissen der Herkunftsfamilie zu einer eigenen Familie zu kommen.

Es ist ein „sich-fügen“ in eine nicht revidierbare Einsicht: „Das Leben war ja eigentlich nicht, um selbst zu leben, sondern das Leben war, für jemanden da zu sein. So war man erzogen. Und das konnte man nicht schnell einfach ausradieren und sagen: so ab morgen mach ich das anders. ... Es gab ja keine Zwischenzone, wie das heute ist, dass junge Mädchen oder junge Menschen überhaupt erstmal alleine lebten. ... Dass ich etwas für mich machen kann, das gab es ja damals gar nicht. Das gab es überhaupt nicht.“ (S. 124)

Familiengründung war trotz gültiger Normen kein Ausdruck familienorientierter Lebensperspektive Ehe und Familie war in damaliger Zeit vorrangig „Zweck- und Solidarverband“ (Nave-Herz 1984)

Hochzeit:

Die Hochzeit wird unter obiger Perspektive eher als ein nüchternes, sachliches Ereignis heruntergespielt. Als weiterer Hintergrund ist die finanzielle Not der Nachkriegszeit zu sehen.

Verallgemeinernd lässt sich eine Nüchternheit der Erzählung unter den Befragten feststellen. Die Autorinnen interpretieren das wenig emotional geladene Ereignis konsistent mit den Befunden, dass der Zeitpunkt der Familiengründung nicht Realisierung eines Traums der Frauen war.

Kinderwunsch:

Auch Mutterschaft galt als normative und natürliche Bestimmung der Frau.

Kaum eine Befragte sprach von ausgesprochenem Kinderwunsch, es gab ab nur eine, die sich entschieden an, dass sie kinderlos bleiben wolle.

Es zeigt sich also wieder ein Widerspruch zwischen gesellschaftlich geprägter Vorstellung, dass „von der Natur gesehen eine Frau zur Frau wird durch Empfängnis, Schwangerschaft und Geburt“ (Brigitte 1964) und den Interessen an eigenem Leben.

Die Interviews belegen: Die Frauen hätten gerne später ihre Kinder bekommen und weniger. Für sie bedeutet Kinder zu bekommen ein erneutes Zugeständnis an kulturelle Diktate und Umweltzwänge. (S.128)

Richtiger Kinderwunsch entwickelt sich erst, nachdem Frauen ihre Berufstätigkeit aufgegeben hatten – meist auf Wunsch des Mannes - und der Ehe-Alltag über sie hereingebrochen ist.

Unabhängig von Stadt oder Land wurden Heirat und Mutterschaft als Ereignisse gerne aufgeschoben, jedoch nicht grundsätzlich verweigert.

Eine Problematisierung dieser Thematik wird erst durch Vergleiche mit der heutigen Zeit möglich. Damals als selbstverständlich angenommene Zwänge verändern sich angesichts erweiterter Gestaltungsoptionen aus heutiger Sicht. „Ich musste ja, wir mussten ja heiraten, weil das Kind unterwegs war. Das war nun mal so. So wie heute denkt man nicht darüber. Also heute wär mir das auch egal, ob ich nun verheiratet bin, wenn das Kind kommt. Das wär´ mir heute egal, damals war das nicht so. Das sind halt die ungeschriebenen Gesetze unseres Gesellschaftssystems.“(S. 132)

Kinderbetreuung:

Die ausschließliche Hausfrauenrolle begann bei den meisten Befragten erst mit Geburt des 1., bzw. 2. Kindes. Die Frauen beschreiben sich als nicht ausgelastet rein mit Haushalt, aber auch ein Kind füllt nicht wirklich aus.

Es bleibt eine Ambivalenz in der Schilderung: Dem Kind wird eine nicht unbedeutende Rolle als Schutz gegen Unausgefülltsein, Einsamkeits- und Verlustgefühlen zugeschrieben.

Weitere Berufstätigkeit bedarf der Unterstützung durch Großeltern. Dieses Vorgehen liegt aber jenseits der Konformität: „Also ich wurde ganz doll angefeindet in meiner Familie, weil das eigentlich unmöglich war, Kinder zu haben und arbeiten zu gehen. Da hab´ ich mich aber nicht von abbringen lassen. Die fanden auch meine Einstellung unmöglich, meine Schwägerinnen alle. Weil ich immer sagte, also jeder Mensch ist für sich alleine verantwortlich und muss sehen, dass er sich selbst ernähren kann. ... Ich hab meine Kinder gekriegt und hab´ weiter gearbeitet. Ich hab ´n Tag vorher noch am Stuhl gestanden. Ja, und wie mein Baby da war, da kam das in den Garten (des Friseurgeschäftes) raus, und ich bin wieder in den Laden gegangen. Zwischendurch mal eben raus zum Stillen.“ (S. 134)

In den 50er Jahren ist diese Art Abschiebung von Kleinstkindern mit etwaigen psychischen Schäden noch kein Thema, man hörte erst mit Schulbeginn zu arbeiten auf, um ein Schlüsselkind-Dasein zu verhindern.

Mit Pädagogisierung der frühen Kindheit und der Ausbreitung der Bindungstheorie wurde die Alleinverantwortlichkeit und Allgegenwart der Mutter in den ersten Lebensjahren als Voraussetzung für eine gesunde Kindheit gewertet.

Nun hatten auch die Männer wieder Argumente, unter Anführung des Kindeswohls die Berufsaufgabe der Frau zu erwirken.

Pflege und Betreuung:

Ähnlich wie in die Kindererziehung rutschen die Frauen eher unfreiwillig in Betreuungssituationen von Eltern und Schwiegereltern. Wieder entsteht eine Ambivalenz zwischen Freiwilligkeit und Zwang – das Leitmotiv familialer Orientierung.

Während Männer tendenziell eher horizontale Beziehungen mit Gleichaltrigen pflegen, verfolgen Frauen vertikale, intergenerationale Beziehungen.

Enkel:

Die Hälfte der untersuchten Frauen sind mit ca. 60 Jahren Großmütter von bis zu 8 Enkeln.

Die Übernahme der Enkelbetreuung ist wieder Anlass die aufgenommen Erwerbstätigkeiten erneut aufzugeben oder einen Wiedereinstieg hinauszuzögern.

Trotz Kritik an den eigenen Kindern („wenn sie sich Kinder anschaffen wollen, sollen sie sie alleine Großmachen und nicht an Oma abschieben“) werden angetragenen Aufgaben erfüllt.

Motivation der Frauen, die Arbeit wieder einzustellen ist die eigene Erfahrung – sie hatten ja früher keinen, der ihnen mit den Kindern geholfen hat.

Durch dieses Verhalten beeinflussen sie aber den sozialen Wandel, indem sie den Töchtern die Verbindbarkeit von Mutterschaft und Beruf ermöglichen. In keinem Beispiel wird die Hilfe mit der Verlängerung der eigenen Mutterschaft begründet.

Angehörige:

Die Hälfte der Befragten hat in unterschiedlichen Lebensphasen die Versorgung und/oder Pflege von Angehörigen der Elterngeneration übernommen. Deren Ausmaß und Intensität ist schwer zu bestimmen, da die Tätigkeiten retrospektiv als „Nebensächlichkeiten, Selbstverständlichkeiten“ gewertet werden. „Ich bin da mal eingesprungen“ (S. 143) Erst vollständige Bettlägerigkeit von Angehörigen wird als Pflege benannt. Die körperliche und seelische Belastung der Betreuung lässt sich mit Vollzeitarbeit nicht mehr vereinbaren, räumliche Nähe zu den bedürftigen Personen wird angestrebt und ohne große Klage die von ihnen wahrgenommene Verantwortung nicht zurückgewiesen.

Erklärungsmuster sind weder selbst erhaltene Hilfe, noch affektive Bindungen. Frauen argumentieren mit absoluter Freiwilligkeit, wobei die Freiheitsgrade ihres familialen Handelns extrem eng gesteckt sind, sie fühlen sich außerstande, die Verpflichtungen zurückzuweisen.

Betreuung der Älteren ist ein Engagement auf Abruf, welches weder bezüglich seines Eintretens noch seiner Dauer einschätzbar ist und wie Kinder- und Enkelbetreuung einen ungewissen Verlauf hat und zu weiteren Brüchen in der beruflichen Biographie führt.

Hausarbeit:

Die Autorinnen hätten erwartet, dass die Frauen wie über ihre lang zurückliegenden beruflichen Erfahrungen ausführlich von ihren Hausarbeitstätigkeiten berichten. Überraschenderweise kommt das aber nicht vor, obwohl Hausarbeit entsprechend der Norm als umfassende Verpflichtung angesehen wurde. Egal wie engagiert der Haushalt betrieben wird, es lässt sich daraus kein Selbstbewusstsein beziehen.

Es erstaunt die Erkenntnis, das sich bei Veränderung der Situation oder Mitgliederzahl der Familien die Hausarbeit nicht lebensphasisch differenziert \Rightarrow vom Erleben her hat sich der Arbeitsumfang der Hausarbeit nicht verringert.

Interviews bestätigen die These, dass die Unsichtbarkeit der Arbeit zugleich in einem ausgesprochenen „Anerkennungsvakuum“ (Ochel 1992) vollzogen wird. Weder der Arbeitsprozess selbst, noch „die Überlegungen, die man anstellen muss“ (S. 153), erfahren von den Familienmitgliedern irgendwie Wertschätzung. Es gibt keinen Anfang und kein Ende, somit ist diese Arbeit nicht „erinnerungswürdig“ (S. 154)

Arbeit, die so als Routine über Jahre und Jahrzehnte beibehalten wird, lässt sich schließlich nicht mehr positiv besetzen.

Mein Lieblingsbeispiel gegen die gesetzlich verankerte Letztentscheidungsmacht (bis 1959 gültig) des Ehemanns für einen Befreiungsschlag:

„Dazu muss ich Ihnen was erzählen, bevor wir das vergessen: Als die Emanzipation dann durchgesetzt war, per Gesetz, da brauchte ich ´nen Staubsauger. Meiner war kaputt, und ... dann kam Vorwerk und wollte ´nen Staubsauger verkaufen. Und dann hatte ich meinen Mann angerufen, ob ich

nen Staubsauger kaufen kann. Nein, kommt in infrage. Da hab´ ich gesagt: Weißt du was? Du kannst mich mal. Ich bin gleichberechtigt, ich sag´: und ich kann das selber, und ich kauf´ den. Das werd ich nie vergessen. Das war meine erste Handlung, die ich wirklich, ohne ihn zu fragen, machen durfte. Das war so ein Erlebnis, dass ich das bis heut´ noch nicht vergessen hab.! (S.155)

Die Befragten haben sich in das Schema – Akzeptanz der Alleinzuständigkeit für sämtliche familiale Arbeiten – hineinbegeben. Häufig klappt es erst nach der Verrentung, dem Mann einzelne Hausarbeiten aufs Auge zu drücken.

Die Gründe, warum sie keine Beteiligung einfordern liegen häufig daran, dass ihre Berufstätigkeit gekoppelt ist an die Bewältigung der Haus- und Familienarbeit als primäre Tätigkeit. Sind sie nicht berufstätig, ist die häusliche Sphäre der einzige Bereich der ihnen bleibt und den sie sich nicht nehmen lassen wollen.

Beziehung von Beruf und Familie

Thematisierungen zu Beruf und Familie lassen sich nicht voneinander trennen. Sie sind in den Verarbeitungsmustern durchgängig miteinander verknüpft.

Der Beruf hat seine Bedeutung nicht durch den Verdienst. Einige stützen sich auf das Geldargument, um normativ-ideologische Vorstellung mit faktischem Handeln in Einklang zu bringen.

Argumente sind: sich selbst etwas zu beweisen, auch Geld verdienen, was Eigenes haben, was wert sein, etwas für das eigene Selbstbewusstsein zu tun.

Rückkehrversuche werden während der gesamten Erwachsenenphase, z.T. auch mehrmals unternommen.

Besteht keine materielle Not gilt es in der Regel den massiven Widerstand des Ehemannes zu umgehen. Die Partner verstehen die Berufswünsche nicht, weil sie den gesellschaftlichen Vorstellungen eines sich in der Familientätigkeit erfüllenden Frauenlebens folgen. Auch fürchten um die Fortführung ihres bisher gelebten Familienlebens.

Es liegt aber gar nicht im Interesse der Frauen, dieses anzutasten. Unabhängig ihres Berufswunsches, der konkreten Ausübung und Position verhalten sie sich bezüglich des Familienengagements dem traditionellen Rollenverständnis entsprechend.

Hinzu kommt, sie fordern keine Entlastung oder Änderungswünsche im familialen Arbeitsbereich. Dies gilt als Preis für das Verfolgen unerlaubter Interessen. Koordination beider Bereiche kann und muss allein auf ihre persönlichen Kosten gehen.

An Berufsarbeit nicht mehr zu denken, gelingt keiner der Befragten, da diese zu positiv besetzt war.

Verrentung

Dieses Thema ist für alle Befragten ein „kritisches Lebensereignis“ von beträchtlicher Relevanz. Lange blieb diese Tatsache unbeachtet, da die Thematik dem geltenden Stereotyp der Erwerbsarbeit zuwiderläuft. In der Forschung findet die Problematik erst in den 80er Jahren Beachtung und wird als „empty nest syndrom“ beschrieben.

Laut dieser Studie ergibt sich durch die Verrentung noch eine neue Lebensvorstellung: Man darf nun endlich etwas für sich tun, eigene Ansprüche an erste Stelle zu setzen (z. B. nicht mehr kochen, Enkel nur noch stundenweise hüten, kein perfekter Haushalt nötig, nicht mehr die Vermittlerrolle zwischen Mann und Kindern übernehmen, nicht immer für andere da sein...)

Durch diese Aussagen sind familiale Aufgaben erstmals, wenn auch retrospektiv als Verpflichtungen deklariert.

Versorgung im Alter

Alle Befragten waren irgendwann in der Situation, sich im Zusammenhang mit Eltern/ Schwiegereltern mit dem Thema Pflege und Betreuung zumindest gedanklich zu beschäftigen. Die Hälfte der Frauen hat die Pflege als eigene Erfahrung erlebt, als selbstverständlich bezeichnete Übernahme, die eine Veränderung der bisherigen Lebensführung mit sich brachte. Neuerliche Verfügbarkeitsansprüche führten zu einer erneuten Vereinbarkeitsproblematik zwischen Familienaufgaben und Berufstätigkeit.

Unabhängig von ihren Erfahrungen und Lebenssituationen ist ihnen gemeinsam, dass die persönlichen, individuellen Verpflichtungen nicht auf andere übertragen werden; keine der Befragten legt ihr eigenes Verhalten als Maßstab für andere an.

Es existiert keine gesellschaftlich gültige kulturelle Norm über den „richtigen“ Umgang mit alten Eltern, deswegen werden Unterstützungsleistungen eindeutig als Ausdruck emotionaler Verbundenheit (Freiwilligkeit) und nicht als Verpflichtung interpretiert.

Anstelle der Erwartung auf eigene Hilfe tritt eine mehr oder minder im Stillen gehegte Hoffnung.

Es ist erstaunlich und denkwürdig, dass Frauen den Ausdruck „nicht zur Last fallen wollen“ benutzen für Aufgaben, die sie selbst als Unterstützungsleistung für Familienmitglieder definiert, gerne und lebenslang übernommen haben, aber für ihr eigenes Leben nicht glauben, in Anspruch nehmen geschweige denn einfordern zu können.

Bilanz – Blick auf Beruf und Familie

Frauen, die gearbeitet haben, weisen beiden Bereichen eine bedeutsame Rolle zu. In der Regel wird jedoch die Bedeutung der Familie als vorrangig deklariert und der familiäre Rahmen als Voraussetzung und Basis für Erwerbsarbeit formuliert.

Die faktische Bedeutsamkeit des Berufs wird nur dann sichtbar, wenn sie nicht die vorrangige Verpflichtung der eigenen Familie gegenüber in Frage stellt.

Ein Drittel der Befragten bilanziert eine Gleichwertigkeit von Beruf und Familie im Lebenslauf, mit 2 Mustern:

- lebensphasisch wechselnde Bedeutungsverschiebung zwischen Beruf und Familie
- grundsätzliche Priorität von Familie ein - das Ausmaß der Erwerbstätigkeit wird den familialen Erfordernissen angepasst.

Grundsätzlich gilt: Frauen müssen zweimal alles geben, damit keiner der Bereiche der Vernachlässigung bezichtigt werden kann. Auf dieser Basis kann das Paradox stimmen, dass beiden Bereichen ALLES zugesprochen wird, es sich aber eigentlich nicht vergleichen lässt.

Man sollte die Frauen also weder berufs- noch familienbezogen charakterisieren. Die Autoren sprechen deshalb von FAMILIALER SOLIDARITÄT

Die Familienbindung entwickelt sich prozessual, das Berufsinteresse schlängelt sich immer mit.

Regina Becker-Schmidt hat in ihrem Konzept der Vergesellschaftung (äußere und innere Vergesellschaftung – heute bei jungen Frauen nicht mehr in Frage gestellt), dass die Befragten noch nicht Doppelt Vergesellschaftet sind.

- sie haben keine Sozialisation auf die Bereiche Familie und Beruf erfahren, wurden primär auf den Bereich Familie sozialisiert – allerdings gab es durch die Lehre schon einen Bruch: Im Falle des Nichterreichens des „Lebensziels Familie“ mussten Frauen darauf vorbereitet sein, ihre Existenz selbst zu sichern
- Es gab kein sowohl als auch in der Entscheidung, sondern eher ein entweder – auch („entweder“ entspricht dem robusten Selbstverständnis von der eigenen Rolle im traditionellen Geschlechterverhältnis, „auch“ nennt die individuelle Berufsarbeit und gleichzeitig die Abweichung und Verstoß gegen das gesellschaftlich Akzeptierte)

- Zuwiderhandlungen gegen geltende Normen, soziale Kontrolle und die Vertragspartner müssen individuell, leise und unauffällig realisiert werden und den zentralen Part des Arrangements – alleinige Übernahme familialer Arbeit unangetastet lassen

Weitergabe von Erfahrungen – Ratschläge und Wünsche an die jüngere Generation

Der Wandel ist besonders eklatant – als sprunghafte Veränderung – in den 70er Jahren mit dem Aufstand gegen traditionelle Strukturen.

Frauen erkennen die enormen Veränderungen zwischen ihrer und der Kindergeneration einhellig: Umgang mit Eltern, Lehrern, Arbeitgebern, Autoritäten schlechthin, die Beziehung zu Partnern, der Umgang mit Kindern, die Kenntnis eigener Interessen und die Fähigkeit zu deren Artikulation und Durchsetzung

Hervorgehoben wird die viel größere Selbständigkeit und Unabhängigkeit vor allem der Töchter. Diese wird positiv bewertet und nicht selten als Leitbild der Lebensführung explizit als eigenes Erziehungsziel genannt. Vor dem Hintergrund der eigenen Sozialisation, die ein An-sich-selbst-Denken im Sinne eigener Interessenentwicklung verhinderte, scheint Hauptanliegen zu sein, dass die Töchter „freie Menschen“ werden.

Sie selbst taten immer nur was andere erwarteten und verlangten, aber die Töchter sind eigenständige Menschen, die eigene Lebensplanung und -vorstellung nicht nur haben dürfen, sondern haben sollen.

Dazu gehört die enge Verknüpfung mit Einbindung der Töchter in das Erwerbssystem. Nicht nur eine Beruf erlernen, sondern dann auch erwerbstätig zu sein (trotz Heirat) ist ein Indiz dafür, den Weg gemacht zu haben.

Das Modell der Hausfrauen – Ehe hat offensichtlich normativ wie faktisch aus der Sicht der Frauen nicht nur seinen Lebenslauf leitenden Charakter verloren, sondern Erwerbsarbeit ist öffentlich zu einem Bestandteil sinnerfüllten Frauenlebens avanciert.

Damit einhergehend steht die Frage nach Auflösung geschlechtsspezifischer arbeitsteiliger Strukturen in der Partnerschaft, Veränderung der Geschlechterrollen in der familialen Arbeit und den möglichen eigenen Beitrag der älteren Frauengeneration.

Die Nichtbeteiligung der Männer am Haushalt, die noch in den 50er 60er Jahren als Naturkonstante galt wird nur noch als Gewohnheitsrecht für Ehemänner geduldet. Für die jüngere Generation gelten andere Vorstellungen.

Die Beteiligung der jungen Männer an Familienarbeit wird zwar nicht selbstverständlich deklariert, aber auch nicht mehr als exotisch angesehen.

Die Frauen haben ihre Söhne zur Hausarbeit herangezogen. Somit durchbrechen sie **die structure blindness ihrer Generation** – „weil mir das so gestunken hat mit meinem Mann“

Das Ziel in der Erziehung von Söhnen ist, diese als erwachsene Menschen vor der bei den eigenen Ehemännern erlebten Hilflosigkeit zu bewahren. Somit ist die Leistung der Mütter hinsichtlich des Ausmaßes der Veränderung im intergenerationalen Vergleich hoch zu bewerten – es gab keine positiven Vorbilder.

Die Phase der aktiven Mutterschaft gilt als alleinige Phase zur Erwerbsunterbrechung (siehe 3-Phasen-Modell). Empfehlungen der Frauen variieren zwischen Unterbrechungen und Weiterarbeiten. Es gibt keine eindeutige Norm mehr, die Hervorhebung der Bedeutung der Erwerbstätigkeit ist nicht mehr fragwürdig, nur die Frage des „wie“ wird diskutiert.

Allerdings liegt Verantwortlichkeit des Vaters an der Kindererziehung oder genereller Verzicht auf Familiengründung noch außerhalb des Vorstellungsbereichs .

Der Ehemann gehört nicht mehr zu den zu umsorgenden Familienangehörigen, Betreuung und Verantwortung sind auf die Kinder reduziert.

Es wird auch nicht mehr davon ausgegangen, dass die zur Kinderbetreuung vorgeschlagene erwerbsarbeitsfreie Phase dem Wunsch der Mutter selbst entspricht – es geht nur um die Betreuungsbedürfnisse des Kindes.

Die Uneinheitlichkeit empfohlener Lebensmodelle für die Kleinkindphase zeigt die Brüchigkeit der 50er Jahre Normen und die Erkenntnis, dass selbst auf individuellem Niveau keine neuen Normen verbindlich wirksam werden.

Selbst als betreuende Großmutter tätig zu werden ist oft die einzige Möglichkeit zu verhindern, dass sich das eigene Schicksal des fremdbestimmten Lebens bei den Töchtern wiederholt. Eine andere Motivation vor dem Hintergrund familialer Solidarität ist die Besinnung auf die entsprechenden Leistungen der eigenen Mutter, ohne die eine eigene Erwerbsarbeit nicht realisierbar gewesen wäre.

Keine Frau thematisiert im Zusammenhang mit Unterbrechung durch Mutterschaft bei ihren Kindern die damit eventuell verbundene Wiedereinstiegsproblematik. Bedingungen des Arbeitsmarktes werden zwar in Rechnung gestellt, aber ausschließlich hinsichtlich des Aspektes der negativen Auswirkungen von zu langen Unterbrechungsdauern. **Berufsspezifische Bedingungen – die sie selbst erlebt haben - werden nicht reflektiert, hier haben sich bestehende Strukturblindheiten nur partiell aufgelöst**

Sind die Älteren Akteurinnen des sozialen Wandels

Auf der Handlungsebene etablieren sie die doppelte Lebensführung, auf der Thematisierungsebene bleibt der Eigenanteil der Veränderung durch die Übermacht normativer Imperative nahezu ausgeblendet.

Erst der Blick auf die Töchtergeneration zeigt Wirkung: Vorschlag ist ein Resümee, das beide Dimensionen weiblichen Lebens umschließt – selbstbestimmte Lebensführung, ohne das ihnen widerfahrene Maß an Abhängigkeit. Somit unterstützen sie Töchter in der Erlangung höherer Bildungsabschlüsse. Die Söhne werden den notwendigsten Überlebenstechniken im familialen Alltag ausgestattet.

Zwei Neuentwicklungen lassen sich konstatieren: Die Vergrößerung der Unabhängigkeit von weiblicher Versorgungsleistung mit Entstigmatisierung der Hausarbeit und Rücknahme von Erwartungen in Bezug auf das Aufgehen im Dasein für andere – Entpflichtung

Die Frauen, deren Leben nach eigener Aussage durch Abhängigkeiten vom Ehemann, von Unselbstständigkeit, Autoritätshörigkeit und aus Geschlechtszugehörigkeit abgeleitete Unterdrückung und Diskriminierung, und Schwierigkeit eigene Interessen durchzusetzen, bezeichnen ihr Schicksal als **Generationenschicksal und nicht als Frauenlos**. Vielleicht lässt sich daraus die Entwicklung der Vorstellung, dass es Töchter mal besser haben sollen, ableiten.

Fazit:

Es hat sich zwar sozialer Wandel abgespielt, dieser ist aber nur auf die Veränderung von Bewertungsschemata eingegrenzt: heute bekennt man sich zu beiden Strängen der Lebensführung als jeweils relevanten Teil der eigenen Identität mit dem Resultat eines hieraus entwickelten neuen Selbstbewusstseins.

Zusammenfassung: anhand genannten 4 Thesen

1. **Orientierung an einer Berufsausbildung ist kein neues Phänomen der heute jungen Frauen ⇒ sondern Wahrnehmungsfehler der Forschung ⇒ Kolumbuseffekt**
 - trotz schlechter Wirtschaftssituation und gesellschaftlicher Blockade wollten Frauen eine Ausbildung und setzen sich durch
 - die Begrenzung auf wenige „Frauenberufe“ entspricht nicht primär den Wünschen der Frauen, sondern ihrer eingeschränkten Möglichkeiten
 - die Identifizierung mit dem eingeschlagenen Weg erfolgt über die Zeit und der Ausbildung von Selbstvertrauen, Selbständigkeit, Stolz und Freude

Welche Rolle den Ausbildungsberufen für die Gestaltung des Lebenslaufs zukommt, ist den Frauen damals wie heute verborgen – ein Frauenschicksal also, keine Generationendifferenz

2. **Frauen sind nicht nur erwerbstätig , wenn es die finanzielle Lage der Familie notwendig macht. Geldargumentation gilt als Verdeckungscode des Eigeninteresses der Frauen an Erwerbsarbeit. Interesse muss deutlich höher eingeschätzt werden, als es sich ohnehin schon an Zahlen dokumentiert.**
 - in der Gesamtlebensbeschreibung ist die Verknüpfung von Beruf und Familie unabhängig vom Alter stets präsent, es geht hierbei nicht primär um den Verdienst, sondern um das Selbstbewusstsein – Erwerbsarbeit ist im Gegensatz zur Hausarbeit grundsätzlich positiv besetzt, gilt aber stets als Verfolgung eines unerlaubten Interesses.
 - **Fakt: Frauen, die gearbeitet haben weisen beiden Bereichen bedeutsame Rolle zu, aber in der Regel wird doch die Bedeutung der Familie als vorrangig deklariert.**
 - **Der familiale Rahmen wird als Vorraussetzung und Basis für Erwerbsarbeit formuliert.**
 - „A woman´s place is in the home, and she should go there directly after work“ (T-Shirt-Slogan aus den 80er Jahren)
3. **These vom Wandel der Zwei- zur Dreiphasigkeit ist zurückzuweisen. Es bilden sich keine Muster eines geordneten Nacheinanders von Erwerbs- und Familienphasen ab**
 - Das 3-Phasen-Modell suggeriert ein Nacheinander auf der Individualachse des Lebenslaufs. Studie belegt, dass Individualverläufe vom Aggregatverlauf abweichen, d.h. dieser nicht als Beleg für zeitliche Abfolge oder Sequenzierung von Erwerbs- und Familienarbeit angenommen werden kann.
 - Die Hälfte der befragten Frauen weisen 3-12 Wechsel im Berufsleben auf, womit die Realisierung der angenommenen Phasenmodelle widerlegt ist.
 - Diese Unterbrechungsmuster liegen individualbiographisch so unterschiedlich, dass sie sich als Unterbrechungsparameter auf Aggregatsebene nicht zu altersspezifischen Phasen verdichten.
 - Selbst die Phase der Kinderbetreuungszeit weist je nach Kinderbetreuungssituation, Flexibilisierungsmöglichkeiten der Erwerbsarbeit und vermuteten Wohlbefinden des Kindes so viele Unterschiede auf, dass auch diese Phase keinerlei Aggregation ermöglicht. Andere individuelle Phasen betreffen z.B. die Betreuung von Angehörigen.
 - Einziges Muster, welches die Autorinnen in der Studie gefunden haben, ist die Bedeutung

der **Erstberufsausbildung**, die sich auf die Gestaltung der gesamten Spanne des aktiven Erwachsenenlebens ausdehnt. Die Erstausbildung steuert das Erwerbsleben deutlicher als Familiendaten. Sie beeinflusst auch in welchem Umfang Frauen in andere Bereiche überwechseln, Beschäftigungsverhältnisse unterhalb der Sozialversicherungspflicht eingehen oder sich gänzlich vom Arbeitsmarkt zurückziehen.

Ein **Wiedereinstieg** erfolgt unter dem Gesichtspunkt des darin zum Ausdruck kommenden Familienverständnisses.

- **Geldargument** ist normativer Bestandteil der Auseinandersetzung um erneute Erwerbsarbeit; Männer: Geldquantum, Frauen: materieller Aspekt + Selbstwertgefühl
- Frauen fordern mit faktischem innerfamiliärem Machtzuwachs keine komplementären Veränderungen in den Statuskonfigurationen des Ehemannes, sondern definieren ihre Rückkehr in den Arbeitsmarkt als ihr Problem eines neuen Zeitmanagements, Vereinbarkeit von Familien – und Erwerbsarbeit ⇒ Doppelrolle
- wer bereits über Erwerbsangebot verfügt, setzt sich eher gegen Ehemann durch
- ⇒ beste Karten haben: kaufmännische Angestellte (bei Friseurinnen und Kinderpflegerinnen verdichten sich normative Rahmungen zur Innovationsresistenz. Berufliche Selbstzweifel kumulieren mit Bedenken des Mannes an Erwerbsfähigkeit, dadurch ist der Entmutigungseffekt so groß, dass diese Frauen nicht mal in andere Tätigkeitsfelder überwechseln) (Verkäuferinnen und Schneiderinnen haben nur mit strukturellen Barrieren des Berufs zu kämpfen – Arbeitszeitmanagement, steigen daher in andere Tätigkeitsfelder um – **Erstqualifikation fällt berufsstrukturellen Bedingungen zum Opfer, nicht das interfamiliale Durchsetzungsvermögen**)
- **3 Variablen** bestimmen den Wiedereinstieg: Gelegenheitsstruktur, Passung des Angebots auf die neu entwickelte Familienfrauenrolle und berufsinhaltliche Leitbilder

Bilanzierungsprozess: wie sich die heute 60 jährigen der Studie identifizieren?

- am Beispiel einer gelernten Kinderpflegerin, heute Telefonistin (ungelernte Tätigkeit) ⇒ Erwerbsverlauf schließt neun Berufsbezeichnungen ein, davon zwei voll qualifizierte mit Weiterbildung und Aufstieg. Weder die Länge der Erwerbsarbeit im gelernten Beruf oder in anderen qualifizierten Tätigkeiten, weder Aufstiege oder Abstiege, noch die Verteilung der Erwerbs- oder reinen Hausarbeitszeiten im Lebenslauf insgesamt haben hierfür Relevanz.

WARUM?

- **ist es Bescheidenheit?** Durchaus berechnete Leistungsnachweise werden eher unterschlagen als genannt. Es fehlt Lockerheit im Umgang mit Selbst-Zuschreibungen. Obwohl nur knapp ein Viertel der Befragten die überwiegende Zeit als ausschließlich Hausfrau verbracht hatten, zog sich mehr als die Hälfte der übrigen auf die Bezeichnung Hausfrau zurück (oft mit lapidarer Begründung: Hausfrau ist auch viel Arbeit. Hausfrau eignet sich nicht als Bilanzierung eines Lebenslaufs, als Ausweis von Leistung, da es ein Zustand ist und keine Meßlatte für ein Resümee. Es entbehrt all jener anderen Institutionen eigenen Differenzierungen. Für fast drei Viertel des Lebensverlaufs einer verheirateten Frau ist es eine geltende, amorphe Bezeichnung, und schon darüber verliert die Bezeichnung an Wert als Gradmesser des im Lebenslauf erreichten. – Interessanterweise verändert sich Bezeichnung nach Scheidung oder Tod des Ehemannes
- **es handelt sich also um die Nicht-** Verknüpfbarkeit von Selbstverortung und faktischer Lebensführung

4. Verbindbarkeitsproblematik von Familie und Erwerbsarbeit ist kein neues Phänomen. Die Häufigkeit der Unterbrechungen/Statuswechsel zeigt, dass Familie und Beruf lebenslang gleichzeitig Bedeutung haben .

Selbstkonzepte

- **„Die Familie bedeutet alles und der Beruf auch“**, d.h. die Frauen leben eine familiäre Solidarität, die sie familienzentriert unter Vernachlässigung eigener Lebensgestaltungswünsche erleben. Änderungen, bzw. Erweiterungen hängen von der Lebenssituation anderer Familienmitglieder ab, denen oberste Priorität eingeräumt wird.
- ⇒ **Unterschied zu heute liegt in der Wahl des Partners**: Wahl hat viel mit der Passung in das eigene Lebenskonzept zu tun. Bei den Älteren brach die Familiengründung noch über sie herein ⇒ also wieder Generationenschicksal.
- Unterschied heute liegt auch in der Planbarkeit von Familiengründung und Kinder

- **Differenzen innerhalb der untersuchten Generation** liegen wesentlich in der Alltagsbeschreibung hinsichtlich der Erwerbsarbeit. In der je nach Erstausbildung zusammengestellten Gruppierung zeigten sich Differenzen, die bis in die Entwicklung beruflicher Planungsperspektiven reichten. Unterschiede sind nur auf der Beschreibungsebene konkreter Handlungskontexte zu finden. Bei der Bewertung von Beruf und Familie bleibt die Familie, wenn nicht als vorrangig bewertet, so doch als dominante Handlungsmaxime gegenüber der Erwerbsarbeit aufrechterhalten.